

Z für DICH ZEITUNG

Nr. 10 (3731), 25. Oktober 2013

Gegründet am 15. Juni 1957

Swetlana DJOMKINA (Text), Wladimir BECK (Foto)

Mehr Aufmerksamkeit den Senioren zuwenden

Am 14. Dezember 1990 wurde von der Vollversammlung UNO (Organisation der Vereinten Nationen) der 1. Oktober als Seniorentag erklärt. Seitdem werden an diesem Tag verschiedene Veranstaltungen, Festivals und Aktionen für die Senioren in aller Welt organisiert. Russland schloss sich erst zehn Jahre später an. In Russland begeht man den Seniorentag seit 2001. In einigen Regionen beginnt ab diesem Tag der Seniorenmonat, wo die alten Menschen in verschiedenen Institutionen und Organisationen im Mittelpunkt stehen. Wie man die Veteranen in Slawgorod ehrt, berichtet Larissa Wassilez, die selbst über 20 Jahre im sozialen Bereich tätig ist und seit 2006 die Slawgoroder Fürsorgeverwaltung leitet.

Larissa Gennadjewna, wie viele alte Menschen betreut die Fürsorgeverwaltung?

Wir betreuen das Territorium mit insgesamt 43 000 Einwohnern. Darunter sind 12 000 Senioren. Was die Letzteren anbetrifft, so ist es unsere alltägliche Arbeit, staatliche Dienstleistungen dieser Kategorie der Menschen zu bieten und sich mit der Zahlung ihrer Abgeltungen oder geldlichen Zuwendungen zu beschäftigen. Die alten Menschen richten sich an uns rund um das Jahr. Aber im Seniorenmonat schenkt man ihnen in vielen Organisationen noch größere Aufmerksamkeit. Dabei ist unsere Fürsorgeverwaltung keine Ausnahme. Wir selbst ehren in diesem Monat unsere Veteranen.

Was wird in diesem Seniorenmonat in Slawgorod unternommen?

Wie auch jedes andere Jahr gaben wir uns schon im September viel Mühe, um uns zum Seniorentag vorzubereiten. Wir besuchten die alten Menschen, um ihre ökonomische Lage und ihre Bedürfnisse zu untersuchen und ihnen dann die nötige Hilfe zu leisten. Am 1. Oktober gratulierten wir die alten Menschen durch die Massenmedien

und riefen alle Organisationen unserer Stadt auf, aktiver am Seniorenmonat teilzunehmen. Die Veteranen und Senioren, die in diesem Jahr ihr Jubiläum begingen, gratulierten wir persönlich. Drei Langlebigen im Alter von 90 bis 95 Jahren, die im Oktober Geburtstag haben, bekamen Glückwunschscheiben vom Präsidenten der Russischen Föderation Wladimir Putin und Geschenke vom Gouverneur der Altairegion Alexander Karlin und vom Stadtleiter Viktor Kinzel. Noch zehn der ältesten Stadtbewohner wurden persönlich zum Seniorentag gratuliert und mit Glückwunschscheiben vom Gouverneur Alexander Karlin und Geschenken ausgezeichnet. Außerdem wurden von unseren Spezialisten zusammen mit dem komplexen Fürsorgezentrum der Bevölkerung der Stadt Slawgorod (ehemalig das soziale Fürsorgezentrum für Familie und Kinder) Konsultationen und eine direkte Telefonlinie in Fragen der sozialen Unterstützung organisiert. Daneben leisteten wir mit dem oben genannten Fürsorgezentrum und mit dem Slawgoroder Seniorenheim den alten Menschen Hilfe beim Einkauf von Kohle und Brennholz sowie bei der Vorbereitung ihrer Häuser zum Winter, bei der Abdichtung der Balkone und Fenster sowie bei der Einbringung und Verarbeitung des Gemüses. Und das ist noch nicht alles! Den Senioren wurde auch gebührenfreie juristische Hilfe geleistet. In Kooperation mit dem Bildungsausschuss wurden Gruppen der Barmherzigkeit aus Schülern gebildet, um den allein wohnenden Senioren ihre Häuser und Höfe aufzuräumen, die Fenster abzudichten, Brennholz zu hacken und einzulagern. Und noch viele andere Maßnahmen wurden unternommen.



Beteiligen sich auch andere Organisationen an diesem Monat?

Ja, natürlich! Verschiedene Veranstaltungen wurden von vielen Organisationen der Stadt durchgeführt. Das Slawgoroder Kulturkomitee organisierte zusammen mit den Kulturhäusern des Rayons wie dem Fürsorgezentrum der Bevölkerung und dem Slawgoroder Seniorenheim für die alten Menschen viele Konzert- und Unterhaltungsprogramme, Treffen mit Vertretern der Stadtverwaltung, der Fürsorgeverwaltung und des Rentenfonds, thematische Gespräche „Bleiben Sie gesund“, „Freude auch im Alter“ und die Ausstellung „Herbstgaben“. Die Mitarbeiter des Slawgoroder Krankenhauses besuchten die ehemaligen Mitarbeiter des Gesundheitswesens, um ihnen medizinische Hilfe zu leisten, und die „Slawgoroder Optik“ half den Senioren passende Brillen auszuwählen.

GESELLSCHAFT

Auch die Veteranen der Slawgoroder Tauben- und Blindenverbänden wurden nicht vergessen. Für sie fanden feierliche Erholungsabende statt.

Das Slawgoroder Sportkomitee und der Sportkomplex „Kristall“ veranstalteten Schachturniere, Basketballwettbewerbe und Blitzturniere für Tischtennis unter den Rentnermannschaften. Aktiv zeigten sich in diesem Monat auch der Veteranenrat und das Slawgoroder Landeskundemuseum. Sie führten Veteranentreffen verschiedener Einrichtungen durch. Auch die junge Generation blieb in dem Seniorenmonat nicht passiv. Die Schüler der Mittelschule Nr. 10 realisierten im Seniorenheim die Wohltätigkeitsaktion „Schenke Güte!“, und die Schüler der Schule Nr. 21 zeigten hier ein buntes Konzertprogramm. Auch die Studenten aus der Volontärorganisation des Slawgoroder Agrartechnikums besuchten das Seniorenheim mit einem Unterhaltungsprogramm.

Welche Rolle erfüllt dabei die Fürsorgeverwaltung?

Wie üblich sammeln wir kurz vor dem Seniorenmonat Information über die Veranstaltungen, die von Ämtern und Institutionen unseres Ortes geplant werden, um einen Veranstaltungsplan zu erstellen und ihn danach dem Stadtleiter vorzustellen. Außerdem koordinieren wir die Realisierung dieser Veranstaltungen. Zuletzt bereiten wir danach einen Bericht über die realisierten Maßnahmen, den wir in der regionalen Hauptverwaltung für Fürsorge erstatten.

Welche Bedeutung hat dieser Monat?

Zweifellos eine große Bedeutung! Der trägt dazu bei, dass die Leiter verschiedener Organisationen in ihrem mit vielen Sorgen erfüllten Alltagsleben die Rentner nicht vergessen. Dieser Monat gibt der Gesellschaft die gute Möglichkeit, sich mit größerer Aufmerksamkeit auf die Rentner und Veteranen zu konzentrieren. Besonders die alten Menschen brauchen mehr Aufmerksamkeit und Unterstützung. Für jeden von ihnen ist es sehr wichtig zu wissen, dass wir uns an sie erinnern und sie brauchen. Das ist wohl in diesem Monat das Wichtigste.

KULTURZENTREN

des der deutschen Kultur, behauptet, arbeiten die Zentren insgesamt stabil gut. Es gibt natürlich immer was zu verbessern. Man muss nach weiterer Entwicklung streben, sich noch aktiver an verschiedenen regionalen und föderalen Wettbewerben und Projekten beteiligen. Dies könnte laut Irina Fomenko dazu beitragen, dass immer mehr Russlanddeutsche den Weg in die Zentren vor Orte finden würden. Das Schaffen des Aktivistenteams unter den Russlanddeutschen kann man als eine der wichtigen Arbeitsaufgaben der deutschen Zentren schätzen.

„Im Namen des IVDK-Kollektivs, das im Altai zwei Koordinatoren und zwei Buchhalter vertreten, möchte ich mich bei allen Pädagogen und Leitern unserer Zentren für ihre gewissenhafte Arbeit herzlich bedanken sowie ihnen Optimismus und Kräfte für das kreative Herangehen an ihre Arbeit wünschen“, so Irina Fomenko. „Viel Erfolg wünsche ich ihnen in diesem Lehrjahr!“

Die Alten ehre stets,
du bleibst nicht ewig Kind.
Sie waren, wie du bist,
und du wirst sein,
was sie sind.

EREIGNISSE

Jahrmarkt der Vakanzen

Mitte Oktober fand in der Altairegion die so genannte jährliche Vakanzmesse, an der sich etwa 450 Arbeitgeber beteiligten, statt. Auf Basis von über 60 Arbeitsämtern beantragen sie über 500 Berufen, für die man rund 4600 Arbeiter braucht. Den Berufsjahrmarkt in Barnaul besuchte der Gouverneur der Altairegion Alexander Karlin. Er diskutierte mit den Arbeitgebern das Problem der Versorgung der Betriebe mit Arbeitskräften. Unter den traditionellen Teilnehmern des Jahrmarkts waren solche Betriebe wie die Offenen Aktiengesellschaften „Altaier Aggregatenbetrieb“, „ASA“ und „Rotor“. Vertreter dieser Betriebe berichteten über die Neuigkeiten ihrer Kaderpolitik. So beispielsweise bekommen in der OAG „ASA“ die neu aufgenommenen Mitarbeiter, die sich einen neuen Beruf aneignen, einen Lohnzuschuss vom Betrieb. Es gibt hier auch ein Programm für Kurbehandlung: Im laufenden Jahr haben sich zwölf Mitarbeiter auf Gewerkschaftsmittel in verschiedenen Sanatorien erholt. Im Sektor des Barnauler medizinischen College herrschte Erregung. Die zukünftigen Krankenschwestern erzählten dem Gouverneur über ihr Studium und über das Prestige des von ihnen gewählten Berufes. Die im College erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten werden den Studenten bei der Arbeit einmal zustatten kommen. An der Berufsmesse beteiligten sich unter anderen auch Schüler der oberen Stufe. Für sie wurden allerlei Tests und Meisterklassen durchgeführt, an denen sich die Jugendlichen mit verschiedenen Berufen bekannt machen konnten.

Kunstgewerbe auf Perspektive

Am 19. und 20. Oktober erfolgte in Slawgorod das Seminar für angewandte Kunst für die Pädagogen der Kinderklubs der Begegnungszentren der Altairegion. Das Projekt wurde auf Mittel des Förderprogramms der Bundesregierung zugunsten der russlanddeutschen Minderheit in Russland mit Unterstützung des Internationalen Verbandes der deutschen Kultur (IVDK) durchgeführt. Dieses Projekt war auf die Lösung der wichtigsten Probleme der Russlanddeutschen in der Bewahrung ihres kulturellen Erbes und auf die Perspektiven in der Arbeit mit Kindern abgezielt. Die dekorativ-angewandte Kunst der Russlanddeutschen ist ein wichtiger und eigenartiger Teil der gesamten russlanddeutschen Kultur, deswegen entsprachen die Themen der praktischen Meisterklassen wie den traditionellen so auch den modernen und populären Kunstarten. Im Laufe des Seminars bastelten die Teilnehmerinnen unter Leitung der Moderatorinnen Nadeshda Ernst aus Barnaul und Irina Cholewtshuk aus Kulunda allerlei Puppen, Schmuckwerke aus Wachs, Erzeugnisse aus Salzteig, Leder und Obst, meisterten ihre Fertigkeiten im Papierflechten und im Sandmalen. Die Leiterinnen der Kinderklubs aus den Rayons Michajlowskoje, Tabuny, Kulunda, Slawgorod und dem Deutschen Nationalen Rayon konnten während des Seminars nicht nur etwas Neues erlernen, sondern auch ihre eigene Kenntnisse zum genannten Thema austauschen.

Maria ALEXENKO

Swetlana DJOMKINA

Über Deutsch und anderes mehr

Ab Oktober öffneten die deutschen Kulturzentren im Altai ihre Türen. Seitdem begannen hier Deutschkurse für Erwachsene, Jugendliche und Kinder ihre Arbeit. Dies wurde dank der Finanzierung vom BMI im Rahmen des Förderprogramms zugunsten der Russlanddeutschen und bei Mitwirkung des Internationalen Verbandes der deutschen Kultur (IVDK) ermöglicht. Neben der deutschen Sprache beschäftigt man sich hier auch mit der Geschichte und Kultur der Russlanddeutschen.

Derzeit funktionieren im Altai 42 Begegnungszentren, die ihren Besuchern Deutschkurse, festliche Abende, verschiedene Treffen mit interessanten Menschen und viele andere Veranstaltungen anbieten. Die Zahl dieser Zentren verringert sich nicht, sondern

wächst sogar. So wurde seit dem vorigen Jahr ein neues deutsches Zentrum im Dorf Polkownikowo, Rayon Kossicha, geschaffen. In diesem Jahr begann das Begegnungszentrum des Dorfes Klutschki nach einer vierjährigen Pause wieder seine Arbeit. Insgesamt wurden in diesem Jahr 65 Kindergruppen, 22 Jugendklubs und 23 Deutschkurse für Erwachsene „Hallo, Nachbarn!“ geöffnet. Außer der deutschen Sprache können sich die Besucher in den Zentren mit Gesang, Choreographie, Theater, Basteln, Landeskunde, Journalistik, Computer, deutscher Literatur sowie mit Geschichte, Traditionen und Küche der Russlanddeutschen beschäftigen.

Man schenkt in den Zentren nach wie vor große Aufmerksamkeit dem frühen Deutschlernen. In diesem Jahr wurden 31 Gruppen gegründet, wo die Vorschulkinder in spielerischer Form

Deutsch lernen. Damit schaffen die Begegnungszentren gute Bedingungen, damit man bei den vorwiegend aus deutschen Familien stammenden Kindern noch im Vorschulalter ihre ethnokulturelle Identität formieren und entwickeln kann.

Die Zentren suchen stets nach optimalen, effektiven und interessanten Arbeitsformen, um bei möglichst vielen Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen das Interesse für die deutsche Sprache und Kultur, wie für die Geschichte und das kulturelle Erbe ihrer Vorfahren erwecken und fördern. Daneben bemüht man sich hier, auch talentierte und kreative Pädagogen zur Arbeit heranzuziehen. In diesem Jahr sind 160 Pädagogen in den Zentren der Altairegion beschäftigt.

Wie Irina Fomenko, die Koordinatorin des Internationalen Verban-

Maria ALEXENKO (Text und Foto)

MENSCHEN UNTER UNS

„Das Leben ist Bewegung!“

Oktober ist in Russland Monat der Senioren. Viele verschiedenartige Maßnahmen werden im Laufe des Monats durchgeführt, wo sich ältere Menschen unterhalten und ihre Erinnerungen austauschen können. Diese Erinnerungen über Vertreibung, Trümmer, Tränen, Hunger, Tod haben sich tief in die Herzen der Senioren eingebrannt. Und desto seltsamer ist es, unter ihnen Menschen zu treffen, die bei all diesen Strapazen Optimismus und Lebensfreude nicht verloren haben. Die in der Stadt Slawgorod lebende Rentnerin Frieda Wansiedler ist gerade so eine Frau. Mit ihren 95 Jahren ist sie noch sehr fit und heiter. „Das Leben ist Bewegung!“ – ist das Motto der hochbetagten Frau.

Frieda Wansiedler erblickte am 17. August 1918 in einer kinderreichen russlanddeutschen Familie im Dorf Eigenfeld in der Ukraine das Licht der Welt. Dort absolvierte sie auch die Sieben-Klassen-Schule. Das Leben gestaltete sich aber so, dass im Laufe der Zeit die Familie Wansiedler völlig zerstreut wurde. Der Vater wurde Ende der 1930er Jahre verhaftet und als Volksfeind verurteilt. Er starb im Gefängnis. Am Anfang des Zweiten Weltkrieges gelang es der Mutter mit den ältesten Kindern aus der besetzten Ukraine durch Ungarn nach Kanada zu fliehen. Frieda lebte zu dieser Zeit in der Familie der ältesten Schwester, die als Arzthelferin arbeitete, im Dorf Kamyschewatka, Gebiet Krasnodar. Frieda wollte auch sehr gern eine Berufsausbildung bekommen, aber nach Vaters Verhaftung war dieser Weg für das Mädchen



Frieda Wansiedler mit ihrer Tochter Nelly

gesperrt. So wurde sie Hausfrau in der Familie der Schwester.

Aber auch ihr friedliches Leben war bald zu Ende. Im Herbst 1941 wurden sie unter anderen Russlanddeutschen vom Ufer des Asowschen Meers in das kalte Sibirien zwangsweise verbannt. „Wir durften nur ganz wenige Sachen mitnehmen. Es war schon Zeit, die gezüchteten Enten zu schlachten, wir mussten aber das ganze Vieh zurücklassen. Man brachte uns auf einem offenen Auto in die Rayonstadt Jejsk und dann ging es im Zug weiter nach Sibirien“, erinnert sich Frieda Gustavowna an jene trüben Tage. Nach dem scheinbar unendlichen Weg kamen die Ausgesiedelten in einer Kolchose im Gebiet Kemerowo an. Hier gab es aber keine Bedingungen zum Überleben, deswegen brachte man die

Angekommenen in eine Nachbarschöse. „Dort bekamen wir täglich 600 Gramm Brot, und das war schon Etwas. Aber schon im Oktober 1942 wurde ich für die Trudarmee mobilisiert. Eine Menge von jungen und alten Leuten wurde in Viehwaggons gesteckt und ins Ungewisse geschickt“, führt Frieda Wansiedler fort.

So kam die junge Frau unter vielen anderen in das Gebiet Molotow (heute Region Perm) in die Taiga, wo sie in einer Baracke ohne Dachdeckung leben und unter fast unmenschlichen Verhältnissen schwer arbeiten musste. Viele Mobilisierten starben an Hunger und Kälte, die anderen fanden ihren Tod an der alle Kräfte übersteigenden Arbeit in den Kohlengruben. Bei all dem Unglück hatte Frieda Wansied-

ler doch Glück: Sie durfte nach einer Zeit in einem Speiseraum arbeiten. Die Möglichkeit, sich ein wenig besser zu ernähren, half der jungen Russlanddeutschen zu überleben.

1948 wurden die für die Arbeitsarmee Mobilisierten in Sondersiedlungen unter die Kommandanturaufsicht gesetzt. Aber erst nach sieben Jahren bekam Frieda Wansiedler die Erlaubnis zurückzukehren. Zu dieser Zeit erzog die junge Mutter allein zwei kleine Kinder. Frieda entschied sich für die Rückkehr in das Gebiet Kemerowo, wo sie danach mehrere Jahre als Schweinezüchterin in der Wirtschaft arbeitete. 1963 übersiedelte sie mit ihren Kindern nach Kasachstan in die Stadt Taldy-Kurgan. Dort war sie bis zu ihrer Pensionierung in einem Obstverarbeitungsbetrieb tätig. Ihr allgemeiner Arbeitsdienstalter umfasst 43 Jahre.

Frieda Wansiedler gehört zu den Menschen, die sich niemals und unter keinen Umständen auf andere Menschen verlassen. „Mein ganzes Leben lang verließ ich mich nur auf mich selbst. Ich wollte immer mein eigenes Haus haben, und ich baute mir ein Haus. Vor kurzem sah ich im Fernsehen ein Programm, wo eine Frau sich über die Durchnässung ihres Daches beklagte. Sie wartet, bis jemand kommt und ihr das renoviert. Man muss alles Mögliche selbst machen. Wir sind doch so viele, wer soll uns helfen? Solange einem die Kräfte ausreichen, muss man selbst arbeiten“, spricht die 95-jährige Seniorin ihre Meinung kräftig aus.

In den Altai kam Frieda Wansiedler 2008 auf Wunsch ihrer Tochter Nelly, die in Kasachstan lange Jahre als Buchhal-

terin auch an demselben Verarbeitungsbetrieb arbeitete. Aber als nach dem Zerfall der Sowjetunion in der Republik der negativen Bevölkerung immer häufiger wurde, beschloss Nelly, mit Familie in den Altai zu übersiedeln. Die Mutter besuchte sie nach einer kurzen Zeit und entschied sich für den Umzug nach Slawgorod. „Wir haben dieses Haus gekauft“, Frieda Gustavowna schaut sich in der großen Küche um. „Mir wäre es aber lieber, wenn wir ein neues gebaut hätten. Aber ich war damals krank, mir versagten meine Beine. Jetzt ist aber wieder alles in Ordnung.“

Auf die Frage, wie sie so eine gute Gesundheit ohne Spritzen und Pillen beibehalten hat, antwortet die grauhaarige Rentnerin ganz ernst: „Ich habe nie geraucht und auch kein Alkohol getrunken. Man sagt oft: Irgendwie werden wir schon durchkommen. Irgendwie ist nicht richtig. Man muss arbeiten und sich viel bewegen. Dann gibt es gute Gesundheit und auch gute Laune. Man muss das Leben täglich genießen.“

Auch heute legt die betagte Frau die Hände nicht in den Schoß. Obwohl die Tochter Nelly und die Enkelin Swetlana ihr aus Sorgen um die nicht mehr junge Frau verbieten, im Garten zu arbeiten, ist sie stets bereit ihnen zu helfen. Sie hat sogar Blumenbeete auf der Straße in der Allee aufgeschlagen, über die sie sich den ganzen Sommer über selbst kümmerte. Frieda Wansiedler ist eine glückliche Oma und Uroma: Sie hat sechs Enkel, sechs Urenkel und in diesem Jahr kam noch ein Urenkel dazu. Ihr sehnlichster Wunsch ist, das 100-jährige Jubiläum in guter Gesundheit zu treffen und die Geburt von noch ein paar Urenkeln zu erleben. Was wir ihr von ganzem Herzen auch wünschen!

Swetlana DJOMKINA (Text und Fotos)

„Kinderakademie“ für die Kleinsten

Bunte, mit lustigen Bildern bemalte Wände, kleine Tische und Stühle, viele Spielsachen und eine kleine Kinderrutschbahn. Alles ist im Spielzimmer des Kinderzentrums für Entwicklung und Kreativität mit Liebe und Fürsorge den Kindern gegenüber erfüllt. Das Wichtigste, was dieses Zentrum jedoch wirklich schmückt, sind dabei die Kleinsten, die hier die Hauptpersonen sind. „Wenn sie in unser Zentrum kommen, diese lustigen, neugierigen, rastlosen Naturen, wird es hier heller, und es ist, als ob die Sonne auf der Wand des Spielzimmers in der Tat zu strahlen beginnt“, sagt Jelena Panjkiw, die Leiterin des Kinderzentrums für Entwicklung und Kreativität „Kinderakademie“.

Als Jelena Panjkiw ihren Berufsweg als Designerin einer Reklameagentur begann, wusste sie damals nicht, dass sie Unternehmerin wird. Und noch weniger stellte sie sich vor, dass sie mit kleinen Kindern weiter arbeiten wird. Ihr kleiner Sohn war für sie Anreger. Zuerst entstand vor zwei Jahren die Idee, einen Unterhaltungskomplex zu gründen. Gesagt – getan! Dabei half ihr das föderale Programm zugunsten des Unternehmertums, dank dem angehende Unternehmer durch das Arbeitsamt eine Geldsubvention in Höhe von 58 800 Rubeln für die Gründung einer eigenen Sache bekommen können. „Zuerst erstellten wir mit meinem Mann das Projekt des Unterhaltungszentrums, präsentierten es im Arbeitsamt und bekamen dann diese Unterstützung. Obwohl die Summe zweifellos nicht reichte, war es trotzdem eine gute Hilfe“, schildert die junge Unternehmerin, Jelena Panjkiw. So entstand das Zentrum „Karussell“, wo es verschiedene Spielgeräte, einen Labyrinth und eine Minibar mit Eis und Cocktails gibt. Außerdem stehen in „Karussell“ zwei Animatoren den kleinen und großen Besuchern zur Verfügung.

Nach einem Jahr der Existenz des Unterhaltungszentrums wurde Jelena klar, dass viele Kinder, die man hierher brachte, keinen Kindergarten besuchen, und noch lange auf der Wartungsliste zu stehen haben. So auch der Sohn von Jelena selbst. Eine Lösung ließ auf sich nicht warten: Man braucht in Slawgorod ein Kinderzentrum für einen kurzzeitigen Aufenthalt, damit die Mütter mehr Freizeit gewinnen und nicht überall ihre kleinen Kinder mitzuschleppen haben. Diese Idee forderte viel Vorbereitung. Man musste passende Räume finden, diese allen Standards nach einrichten und hochqualifizierte Pädagogen finden. Mit großem Dank äußert sich Jelena Panjkiw dabei über die Slawgoroder Administration: „Allein hätten wir es nicht geschafft. Die Abteilung für die



Panjkiw Jelena bastelt gern mit den Kindern.

Unterstützung des Unternehmertums bei der Slawgoroder Administration half uns, passende Räume für günstige Preise zu mieten. Daneben haben wir

mer, eine Garderobe, eine Toilette und sogar eine Dusche. Immer haben wir frisches Wasser und frisch gebackten Brötchen mit Tee.“

den städtischen Grant in Höhe von 300 000 Rubeln gewonnen. Es war eine wesentliche Hilfe, dank der wir die Räume in vollem Einvernehmen mit allen Anforderungen der diese Tätigkeit kontrollierenden Ämter renovieren und ausstatten konnten. Es gibt bei uns ein modern ausgestattetes Spielzimmer, eine Garderobe, eine Toilette und sogar eine Dusche. Immer haben wir frisches Wasser und frisch gebackten Brötchen mit Tee.“

Warum weht der Wind? Wie wachsen die Pflanzen? Warum ist das Wasser nass? Diese und viele andere neugierige Fragen der kleinen Kinder nerven die Pädagogen des Zentrums nicht. Über das und noch anderes mehr erfahren die „Kinderakademie“-Zöglinge in verschiedenen Unterrichtsstunden. Die Gruppe für den kurzzeitigen Aufenthalt besuchen 15 Kinder von zwei bis fünf Jahren, wo sie sich bis zum Mittag befinden. Hier lernen die Kinder das Alphabet, die Zahlen, entwickeln die Rede, die Kleinmotorik und das kreative Können.



Swetlana Kiskina ist immer neben den Kleinen.

Sie malen, tanzen, singen, basteln, inszenieren Märchen, machen sich mit der Umwelt bekannt und spielen natürlich sehr gern.

Im Zentrum untersucht man stets die Bedürfnisse der Familien und Kindern und gibt oft offene gebührenfreie Unterhaltungsstunden. Am Nachmittag findet in der „Kinderakademie“ zusätzliche Beschäftigungen für alle Interessenten statt, auch für jene, die die Gruppe für den kurzzeitigen Aufenthalt nicht besuchen. Das ist beispielsweise der entwickelnde Unterricht „Mütterliche Freude“, für Kinder, die eins bis zwei Jahren alt sind, und ihre Mütter. Für Kinder im Alter von drei bis vier Jahren funktionieren hier eine „Akademie für Neugierigen“ und eine „Kunstwerkstatt“. Die fünf bis sechsjährigen Kinder können sich in der „Kinderakademie“ mit Mathematik, Schreiben, Englisch, Malen, Choreographie, Theater und sogar Kinderjoga beschäftigen, sich mit der Umwelt bekannt machen sowie ihre Sprechfertigkeiten, Logik und kreative Fähigkeiten entwickeln. Außerdem stehen den Besuchern des Kinderzentrums ein Logopäde und ein Psychologe zur Verfügung.

„Unsere strengsten Kritiker sind die Eltern“, spricht Jelena Panjkiw weiter. „Deshalb organisieren wir für sie oft verschiedene Veranstaltungen und Feste, in welchen die Kinder zeigen können, was sie in unserem Zentrum gelernt haben. Dabei sollen wir unseren Unterricht so gestalten, dass er für die Kleinen interessant ist, und sie immer wieder zu uns kommen wollen. So ist eben die Psychologie der Kleinkinder: Ist ihnen etwas nicht interessant, werden sie nicht mitmachen.“ Und wenn Jelena Panjkiw und die Pädagogen des Zentrums die strahlenden Kinderaugen sehen und von den Eltern „Vielen Dank für ihre Arbeit!“ hören, wissen sie ganz genau, dass sie auf dem richtigen Weg sind: Die „Kinderakademie“, ist das, was man nötig braucht!

ERZIEHUNG

Vorbereitet von Erna BERG

VOLKSGRUPPE - GESCHICHTE

Deutsche in Kaukasien

„Wo Sonnenglut und ew'ger Schnee sich fast die Hände reichen, wo rebumschlungne Loorbeerbaum` hinaufschau zu den Eichen...“ so beginnt das Lied der Kaukasiendeutschen von Otto Klooß. Der „ewige Schnee“ gab dem Kaukasus auch seinen Namen. Die antiken Griechen nannten das Hochgebirge zwischen dem Pontus (Schwarzes Meer) und Hyrkanischen Meer (Kaspisches Meer) Kaukasis, was wörtlich „scheinendes Eis (von den Bergen)“ bedeutet. Wir schreiben das Jahr 1816. Der lange Krieg gegen Napoleon war vorüber. In Westeuropa lag vieles im Argen. Zerstörungen und Missernten („Jahr ohne Sommer“) hatten die Menschen in eine verzweifelte und hoffnungslose Lage gebracht. Zur gleichen Zeit suchte Zar Alexander I. unternehmungslustige und tüchtige Siedler für seine Neuerwerbungen im

Kaukasus (1801 wurde das ostgeorgische Königreich Kartlien-Kachetien, 1804 das persische Khanat Gändschä angegliedert). Dabei wurden ihm die Schwaben empfohlen.

Die Verhandlungen mit König Wilhelm I. von Württemberg gestalteten sich denkbar einfach - er war der Schwager des Zaren. Der König war mit Alexanders Liebblingsschwester Katharina verheiratet. Zudem hatte der Zar eine schwäbische Mutter - Sophia Dorothea, die Tochter des württembergischen Herzogs Friedrich Eugen. Alexanders Gemahlin Luise Marie war eine Prinzessin aus Baden.

Als Werberin für den Zaren machte sich Baroness Juliane von Krüdener auf den Weg nach Stuttgart. Sie kam, was ihre Mission anging, zum denkbar besten Zeitpunkt. Der König brauchte Geld. Die fällige Ablösesumme für die

potentiellen Siedler kam ihm gelegen. Er konnte bei dieser Gelegenheit auch noch einige aufmüpfige Untertanen loswerden. Die Pietisten, auch Separatisten genannt, stänkerten nämlich heftig gegen die Liturgie, die ihnen in der Kirche vorgesetzt wurde. Die frommen Menschen, besonders die Chiliasten, befanden sich zudem in Aufbruchsstimmung. Das „1000-jährige Reich Christi“ rückte heran. 1836 sollte es soweit sein. Nur 144 000 Auserwählte hatten eine Chance. Der Rest war dem Untergang geweiht. Da war es ratsam, sich eine günstige Ausgangsposition zu verschaffen. Das Reich konnte nur im Osten liegen, entweder in Jerusalem oder am Berg Ararat, wo schon einmal die Sintflut ein gutes Ende gefunden hatte.

Im September 1816 brachen die ersten Schwaben aus Schwaikheim bei Stuttgart zu diesem abenteuerlichen Unternehmen auf. Es war der bisher weiteste Weg, den deutsche Siedler zurücklegen mussten, etwa 3700 Kilometer! Viele fanden dabei den Tod. Mit der „Ulmer Schachtel“ ging es die Donau hinunter zum Schwarzen Meer und dann kämpften sie sich in mehreren Kolonnen, so genannten Harmonien, durch den wilden Kaukasus. Räuberische Bergstämme, Stein Schlag und Unwetter konnten sie nicht stoppen. Im Herbst 1817 erreichte der erste Siedlertross Tiflis, die Hauptstadt von Grusien, wie die Russen damals Georgien nannten.

Nach und nach gründeten ca. 6000 Auswanderer, ausschließlich Schwaben, in der Nähe zu beiden Seiten der Kura mehrere Mutterkolonien: 1817 Marienfeld, Alexandersdorf und Elisabeththal, 1818 Katharinenfeld und



Weinlesen im Südkaukasus

1819 Petersdorf. 1819 entstanden die Mutterkolonien Helenendorf und Annenfeld auf der rechten Seite der Kura im ehemaligen persischen Khanat Gändschä, dem heutigen Aserbaidschan. 1918 gab es in Georgien 20 so genannte Schwabendorfer, in Aserbaidschan waren es schließlich acht. 1879 entstanden bei Suchumi am Schwarzen Meer drei weitere Kolonien: Gnadenberg, Lindau und Neudorf. Die Gründer, neben Schwaben auch Franken, waren Anhänger des Endzeitpredigers Samuel Cloeter. 1891 kam Petrowka in Armenien hinzu.

Die Anfangsjahre waren sehr schwer, zahlreiche Krankheiten lichten die Reihen der Kolonisten. Es gab Plünderungen und Zerstörungen durch alteingesessene Kaukasusvölker. Vor allem das Klima und die Wasserverhältnisse erforderten eine Herausforderung. Charakteristisch für die Landwirtschaft war vor allem der Weinanbau. Die Viehzucht spielte eine untergeordnete Rolle.

Innerhalb kurzer Zeit entstanden blühende Landschaften. Die Kolonisierung des Nordkaukasus hatte mit

der des Südens nichts gemein, weder zeitlich noch strategisch. 1858-1864 wurden weitere Regionen der Bergvölker wie Tschetschenen, Dagestanen, Inguschen, Swanetier, Tscherkessen und andere von den Russen erobert. Ab 1860 siedelten zumeist Kolonisten aus dem Schwarzmeergebiet, besonders aus Bessarabien, 1863 auch aus dem Molotschnaer Gebiet im Nordkaukasus. Eine Besonderheit stellt die Kolonie Karras („Schottlanka“) dar. Sie wurde 1804 auf Betreiben der Herrnhuter Brüdergemeinde weit von Pjatigorsk gegründet und war eine schottische Missionarssiedlung. Sie war somit überhaupt die erste Kolonie im Kaukasus. 1815 kamen die ersten „Wolgaer“ nach Karras.

Nach dem Kriegsbeginn mit Deutschland wurden alle Sowjetdeutschen als Kollaborateure diffamiert. Alle etwa 60 000 im Kaukasus lebenden Deutsche wurden im Herbst 1941 nach Kasachstan deportiert. Ein blühendes ökonomisches und soziales Gemeinwesen hörte auf zu existieren.

HFDR-Kalender 2013.



Transportfässer im Böttcherhof in Helenendorf

Swetlana DJOMKINA

„Sternbild“ in jede russlanddeutsche Familie

„Lieber Leser! ... Das Gefühl der Volkszugehörigkeit lebt im Herzen jedes Menschen. Wir brauchen es wie Luft und Nahrung. Nicht „Iwans ohne Verwandtschaft“, sondern starke und entwickelte Personen wollen wir in den nachkommenden Generationen sehen“, so die Redakteurin Jelena Wysozkaja auf den Seiten des Informationsblattes „Sternbild“, das im Dorf Selektionnoje, Rayon Slawgorod, herausgegeben wird. Das Blatt wird unter den Russlanddeutschen verbreitet und beleuchtet die für sie aktuellen Themen und Ereignisse. „Weil diese Volksgruppe schon mehr als 250 Jahre als untrennbarer Teil der großen, multinationalen Völkerfamilie Russlands ist“, steht es in einer „Sternbild“-Ausgabe in der Rubrik „Editorial“.

Als Jelena Wysozkaja vor vier Jahren an die Spitze des Kulturhauses im Dorf Selektionnoje trat, sollte sie auch das hiesige deutsche Zentrum leiten. Damals hatte sie nur eine ungefähre Vorstellung sowohl von der Geschichte und Kultur der Russlanddeutschen, als auch von der Tätigkeit des Zentrums selbst. Je mehr Jelena über das schwierige Schicksal der deutschen Volksgruppe in Russland las, desto klarer wurde ihr bewusst, dass in jeder Geschichte die Menschen im Mittelpunkt stehen. Und sie ging mit Feuer an die Sache, in dem sie sich bemühte, mehr Dorfbewohner kennen zu lernen, viel mit ihnen zu sprechen, für sie verschiedene Veranstaltungen zu organisieren. Dadurch wurden viele Schwierigkeiten offensichtlich. In einem kleinen Dorf, wo es wenig Einrichtungen und Organisationen gibt und nicht einmal jede Familie ein stationäres Telefon hat, war es schwie-

rig, die Leute über die kommenden Veranstaltungen sowohl im Kulturhaus als auch im deutschen Zentrum zu informieren. Außerdem sind die im Dorf gebliebenen Russlanddeutschen am meisten schon Senioren, für die es gesundheitshalber nicht leicht ist, das Zentrum zu besuchen. Trotzdem wird im Dorf im kulturellen Bereich viel unternommen. Das hiesige Zentrum führt viele Aktionen und festliche Veranstaltungen durch, realisiert verschiedene Projekte. Außerdem gibt es hier viel und gute Literatur über die Geschichte und Kultur der Russlanddeutschen, die kaum gefragt ist. Nicht alle Leute waren über die soziale Unterstützung informiert, die sie im Zentrum bekommen können. Deswegen entstand die Idee, ein Informationsblatt herauszugeben, um möglichst vielen Menschen besonders unter den Russlanddeutschen des Dorfes Selektionnoje über die Tätigkeit des hiesigen deutschen Zentrums, über seine Aufgaben und Arbeitsrichtungen zu berichten und den Dorfbewohnern die Geschichte und Kultur der Russlanddeutschen näher zu bringen. Jelena Wysozkaja leitete auch dieses Projekt, das die finanzielle Unterstützung vom BMI mit Mitwirkung des Internationalen Verbandes der deutschen Kultur bekam.

„In den gesamten Veranstaltungen habe ich bemerkt, dass Worte, die an alle gewendet sind, nicht bei jedem Menschen Anklang finden. Man muss sich bemühen, jeden persönlich anzusprechen“, weiß Jelena Wysozkaja aus eigenen Erfahrungen. Nicht zufällig beginnt daher jedes Informationsblatt mit den Worten: „Lieber Leser!“ So wendet sich die Redakteurin an jeden Menschen individuell, und das

PROJEKTE

betont die Wichtigkeit jedes Lesers.

Die erste Ausgabe des Informationsblattes „Sternbild“, dessen Name mit dem Name des Zentrums übereinstimmt, erschien im September dieses Jahres. Sie war der Arbeit des deutschen Zentrums im vorigen Jahr und dem Gedenktag der Russlanddeutschen, dem 28. August, gewidmet. Das Thema der nächsten Ausgabe war der Herbst und das Erntedankfest. Außerdem wurden hier die Gedichte aus der poetischen Anthologie „Begegnungen im August“ veröffentlicht. Die dritte Ausgabe wurde dem Schaffen der Brüder Grimm anlässlich des 200-jährigen Jubiläums der ersten Märchensammlung dieser bekannten Schriftsteller gewidmet. Außerdem finden die Leser im Informationsblatt die ständigen Rubriken „Editorial“, „Massenmedien der Russlanddeutschen“ und „Rezepte von Tante Emma“.

Zurzeit ist Jelena Wysozkaja den Familienverhältnissen wegen gezwungen, auf das Amt des Leiters des Kulturhauses und des deutschen Zentrums zu verzichten. Aber nach wie vor beteiligt sie sich aktiv an der Bewegung der Russlanddeutschen, hilft oft bei großen kulturellen Projekten, die das Slawgoroder Begegnungszentrum realisiert, und setzt ihre Arbeit im Informationsblatt fort. „Mir gefällt es, mit interessanten, aktiven und kreativen Menschen zu arbeiten“, so Jelena Wysozkaja. „Vorläufig hat man unserem Informationsblatt nur bis Ende des Jahres finanzielle Unterstützung zugesagt. Doch meiner Meinung nach sei das Informationsblatt für das Dorf nötig, um die Dorfbewohner über das Leben des Dorfes zu informieren. Im Weiteren sollte man sich jedoch mehr auf die Zusammenarbeit mit der Schule, dem Kindergarten, dem Ambulatorium und dem Veteranenrat konzentrieren. Hoffentlich wird dieses Projekt auch im nächsten Jahr unterstützt. Na ja, kommt Zeit, kommt Rat!“

WISSENSCHAFT

Deutscher Geologe im Altai

Am 24. Oktober jährt sich der Geburtstag des deutschen Geologen Bernhard von Gotta zum 205. Male. Ein Mitbegründer der Erzlagerstättenlehre leistete Gotta eine umfangreiche Arbeit zur regionalen und historischen Geologie. Als eifriger Verfechter des Entwicklungsgedankens formulierte er ein Entwicklungsgesetz der Erde. Seine geologischen Arbeiten sind ein Beispiel einer großen wissenschaftlichen Gewissenhaftigkeit.

Professor an der Bergakademie Freiberg war er 1868 auf Einladung des Finanzministeriums Russlands in den Altai gekommen, um hier geologische Forschungsarbeiten durchzuführen. Die Aufgabe der Zarenregierung lautete: Der Bergwerkindustrie des Altai mitzuhelfen, noch mehr Edelmetall für die Prägung von Silbermünzen zu gewinnen. In Barnaul angekommen, machte sich Gotta zunächst mit der dortigen Silber- und Goldschmelzerei bekannt. Dann waren es die Salairer Bergwerk, die Schmelzereien in Gawrilowka und Gusjewka, die er aufsuchte. Auch begab er sich auf eine langwierige Reise über Kolywan durch den Bergaltai. Zu dieser Zeit hatte sich das einst so berühmte Smeinogorsker Bergwerk bereits (wie man damals so zu sagen pflegte) in eine „historische Ruine“ verwandelt.

Sehr viel Zeit widmete der Gelehrte den Erzlagerstätten von Ridder und Syrjanowsk. Wissbegierig machte er sich auf den Weg zu den



Bergwerken am Irtytsch, an der Buchtarma und der Ulba, besuchte Ustj-Kamenogorsk, Semipalatinsk, Smeinogorsk, Kolywan. Und überall nahm er Gesteinsproben.

Gotta hat sein Möglichstes getan, um die vor ihm gestellte Aufgabe zu bewältigen, aber kein Rat, keine Anempfehlung eines Gelehrten waren imstande, den in Russland zurückgegangenen Bergbau zu fördern. In seine Heimat zurückgekehrt, veröffentlichte Bernhard von Gotta einen großen Beitrag, betitelt „Reise nach dem Altai im Jahre 1868“. 1871 erschien dann sein Buch „Der Altai, sein geologischer Aufbau und seine Erzlagerstätten“. Auszüge aus dem wissenschaftlichen Werk Gottas erschienen periodisch in der russischen Zeitschrift „Gorny Journal“. Seine Forschungsarbeiten im Altai sind auch heute von großer Bedeutung und werden immer wieder von den Geologen ausgewertet.

Vorbereitet von Maria ALEXENKO

Denkmal für 74 Kolonistenfamilien

Der Arbeitskreis Plaggenhackle, Kolonisten- und Familienforschung, dem zurzeit 240 Mitglieder angehören, hat in der Gemeinde Jörl (Schleswig-Holstein) einen Gedenkstein für die Kolonisten im ehemaligen Herzogtum Schleswig errichtet. Anhand dieses Steins soll ein Stück der Kolonistengeschichte sichtbar gemacht werden.

Spender aus den USA, aus Sibirien und Deutschland, die Gemeinde Jörl, die Kulturstiftung des Kreises Schleswig-Flensburg und die Firma Henningsen aus Schuby haben sich an diesem Werk finanziell beteiligt. Heute - etwa 230 Jahre nach der Kolonisation - leben in zehnter Generation viele Nachkommen der deutschen Kolonisten, die an der Wolga eine neue Heimat fanden, wieder in Deutschland. Ihren Vorfahren wurde der Gedenkstein gewidmet, auf dem 74 Familiennamen eingearbeitet sind, die zwischen 1763 und 1766 der Einladung von Katharina II. folgten und nach Russland weiterzogen.

Der Arbeitskreisvorsitzende Christian Winkel begrüßte neben den Dorfbewohnern zahlreiche Gäste, die aus ganz Deutschland angereist waren, und freute sich über das rege Interesse an der Enthüllung des Monuments. Er dankte allen Beteiligten, die die Geschichte der Kolonisten verfolgt und erarbeitet haben.

„Sie essen schwarzes Brot und brennen schwarze Erde“, hätten die Kolonisten einst gesagt, als sie 1761 bis 1765 in das „gelobte“ Herzogtum kamen und dem Ruf des dänischen Königs und schleswig-holsteinischen Landesherrn Friedrich V. zur Besiedlung der öden Moor- und Heideregionen folgten, denn er hatte ihnen ein Haus, eigenes Land und finanzielle Unterstützung versprochen. Sie kamen aus vielen Teilen Deutschlands, hauptsächlich aus Baden-Württemberg, Hessen und der Pfalz, und traten die etwa siebenwöchige Reise in Trecks von Frankfurt nach Hamburg-Altona an. Von dort wurden sie von dänischen Beamten im Herzogtum Schleswig, in

den Ämtern Gottorf, Flensburg und Tondern verteilt.

Zwar erhielten sie die für den Neuanfang erforderliche Ausrüstung wie Vieh, Saatgut, Gerätschaften und Tagegeld zur Überbrückung bis zur nächsten Ernte. Sie mussten jedoch erst Häuser errichten und lebten in Erdhütten oder Ställen. Auch mussten Heide und Moor urbar gemacht und zu Pflugland und Wiesen kultiviert werden, eine mühsame Arbeit, bei der die so genannte Plaggenhackle, nach welcher der Arbeitskreis benannt ist, zum Entfernen der Soden (Plaggen) zum Einsatz kam. Es begann ein entbehrungsreiches Leben.

Als der dänische König nach einem Jahr die Tagegelder kürzte, gerieten viele Kolonisten in Not und gaben nach wenigen Jahren auf. Über 50 Prozent von ihnen folgten aufgrund der schwierigen Lebensumstände dem Ruf Katharinas II. und nahmen eine weitere beschwerliche Reise auf sich, in der Hoffnung auf bessere Lebensverhältnisse in Russland. Von Lübeck aus kamen sie per Schiff nach St. Petersburg, danach auf dem Wasserweg der Wolga oder auf dem Landweg über Moskau nach Saratow und waren etwa vier bis zwölf Monate unterwegs.

Auch an der Wolga erwarteten die Siedler schwierige Verhältnisse. Erste Kolonisten wurden in den Steppendörfern von Nomaden überfallen und auf Sklavenmärkten nach Sibirien verkauft, Missernten führten zu Hungersnöten. Wegen der Schulden war ein Verlassen der Kolonien in Russland nicht möglich. Erst die zweite Generation gewöhnte sich allmählich an die neuen Gegebenheiten. Ab Ende der 1980er Jahre begann die Rückwanderung.

Nach der Enthüllung des Gedenksteins wurde den Teilnehmern im Dienstleistungszentrum Eggebek die Kolonisten-Wanderausstellung in deutscher und dänischer Sprache präsentiert, ein Gemeinschaftswerk des Arbeitskreises Plaggenhackle und der Lokalhistorik Forening for Tinglev Komune.

Nach „Volk auf dem Weg“

Bildende Ferien

Der Sommer ist vorbei, er war wie ein Augenblick, und schon gehen wir wieder zur Schule. Der Sommer ist immer zu kurz und man möchte die angenehmen Sommertage immer wieder verlängern. Schon am Lehrjahrschluss machen sich die Schüler Gedanken darüber, wie man den Sommer besser gestalten, oder wohin man fahren könnte. Es sind die längsten Ferien des Jahres und man muss sie maximal interessant und nützlich verbringen, damit man später Eindrücke mit Freunden und Bekannten teilen kann.

Alljährlich beteiligen sich einige unserer Schüler an den Linguarienlagern. Auch der Sommer 2013 wurde keine Ausnahme. Die Schülerinnen der 8. Klasse der Mittelschule Nowokormicha, Darja Lutschinina und Alexandra Bebnewa, wurden für ihre aktive Teilnahme an Veranstaltungen, die mit dem Erlernen der deutschen Sprache verbunden waren, mit Ferienschecks für einen Aufenthalt im Linguarium belohnt. Sie verbrachten zwei unvergessliche Wochen im ethnokulturellen Lager für Kinder, die sich für die Kultur Deutschlands und für die deutsche Sprache begeistern. Dieses regionale Kinderlager wurde vom BMI Deutschlands finanziell unterstützt und von dem Internationalen Verband der deutschen Kultur (IVDK) gefördert. Die Saison-2013 „Die Zauberrücke“ verlief im Ferienlager „Tschajka“ des Dorfes Tümenzewo des gleichnamigen Rayons. Die Organisatoren des Lagers hatten sich folgende Ziele gestellt: den Wissensbereich der Teilnehmer über die deutschen Schriftsteller erweitern; im Prozess des Deutschlernens ihre kommunikativen Fertigkeiten formieren und vervollkommen; sie zum Erlernen der deutschen Sprache motivieren; ihre schöpferische Begabungen entwickeln; ihnen den kultivierten Verkehr im Kollektiv beibringen.

Heute sprechen die Teilnehmer des Linguariums bereitwillig über ihre Ein-

drücke in diesen zwei ereignisvollen Wochen:

Darja LUTSCHININA: Ich war nicht zum ersten Mal an einem Linguarium beteiligt. Jede Saison ist meiner Meinung nach auf ihre Art interessant. Wieder erfuhr ich viel Neues über deutsche Feste, Traditionen und Sitten. Neben verschiedenen Erholungsmaßnahmen lernten wir täglich zwei Stunden die deutsche Sprache. Da diese Beschäftigungen interessant gestaltet waren, verging die Zeit stets wie im Fluge. Jeder der Teilnehmer konnte Klubs nach seinen Interessen besuchen. Jeden Abend beteiligte ich mich neben anderen Kindern an verschiedenartigen Veranstaltungen. Insgesamt waren wir 36 Teilnehmer aus mehreren Orten der Altairegion. Ich gewann viele neue Freunde und verkehrte jetzt mit ihnen über Internet. Es war alles super und unvergesslich! Wie schade, dass die Saison nur zwei Wochen dauerte.

Alexandra BEBNEWA: Ich war zum ersten Mal in so einem Lager und kehrte daher mit einer Menge von guten Eindrücken nach Hause zurück. Wir waren in vier Gruppen aufgeteilt: „Die Roten“, „Die Gelben“, „Die Blauen“ und „Die Grünen“. Jede Gruppe trug ihrer Farbe entsprechende Halstücher. Jeder Tag brachte viel Neues und Interessantes. Obligatorisch war für alle der Deutschunterricht, der von den Lehrern stets mannigfaltig und lustig gestaltet wurde. Daneben warteten auf uns die Klubs nach Interessen, „Wertuschka“, die aus verschiedenen Blocks bestand, Diskos und eine Menge anderer Veranstaltungen. Während der abendlichen Treffen bei Kerze teilten wir unsere Eindrücke und Meinungen über den vergangenen Tag. Es war sehr lustig! Die Zeit verlief unmerklich. Heute erinnere ich mich oft an unsere einmütige Gruppe und unsere Grup-

penleiter. Am letzten Tag tauschten wir Telefonnummer aus, die wir auf die Halstücher schrieben. Ich verkehre auch heute gern mit meinen neuen Freunden, worin mir das Internet behilflich ist. Der Sommer ist meine Lieblingsjahreszeit, und sie in einem solch ungewöhnlichen Lager zu verbringen, ist einfach toll!

Jelena OSEROWA,
Deutschlehrerin

RICHTIGE SPORTFREUNDE

Hallo, liebe Freunde! Wir sind die Schüler der 8. Klasse und treiben gern Sport. Viele Menschen der ganzen Welt haben den Sport gern. Er macht die Menschen gesund. Wir treiben Sport, um die Gesundheit zu kräftigen. In unserem Dorf Nowokormicha gibt es nicht viele Möglichkeiten, Sport zu treiben. Aber



im Winter laufen wir gern Schi- und Schlittschuh, Rodeln, spielen Eishockey und andere Winterspiele. Im Sommer sind Wandern, Schwimmen, Fußball, Volleyball, Radfahren und andere Sportarten sehr beliebt. In unserer Schule gibt es viele richtige Sportfreunde. Jede Woche haben wir drei Sportstunden. Nach der Schule besuchen wir Sportsektionen oder spielen auf dem Sportplatz. Wir meinen, dass der Sport eine große Rolle im Leben jedes Menschen spielt. Nicht umsonst heißt es in einem deutschen Sprichwort: „Im gesunden Körper – gesunder Geist!“ Treibt Sport! Das ist sehr lustig und interessant.

Rayon Woltschicha

Vorbereitet von Erna BERG

Maskottchen – „olympische Schutzengel“

Was bringt den Sportlern auf einer Olympiade Glück? Talent? Training? Oder vielleicht Unterstützung? Alles spielt eine Rolle.

Es gibt aber auch einen „olympischen Schutzengel“, der die Sportler bewahren und Glück bringen soll. Das ist der olympische Talisman oder das Maskottchen. Jede Olympiade hat einen Talisman: ein Tier oder eine Figur, die das Land charakterisieren. Für viele Zeichner in der ganzen Welt ist es ein echter Spaß und eine große Ehre, olympische Symbole zu schaffen.

Der erste Talisman war Franzose, ein kugelhäufiger Skiläufer. Er war das inoffizielle Maskottchen der Winterspiele in Grenoble 1968 und wurde kurzerhand Schuss getauft. Ihm folgte ein Deutscher, der bunte Dackel Waldi (München, 1972), das erste offizielle Olympiamaskottchen. Warum ein Dackel? Diese Hunderasse ist in Bayern sehr beliebt. Außerdem sollte er Charaktereigenschaften symbolisieren, die für einen Sportler sehr wichtig sind: Widerstandskraft, Flexibilität und Zähigkeit. Waldis Fell trug die offiziellen Farben der Olympiade. Er war ein



voller Marketingerfolg: Plüschtiere, Poster, und Sticker von und mit Waldi gingen weg wie warme Semmeln.

Für die Sommerspiele 1976 in Montreal wurde ein seltsames schwarzes Wesen namens Amik als Maskottchen ausgesucht. Nur die Algoquin-Indianer wussten wohl sofort, was das etwas unförmige Tier darstellen sollte, denn in ihrer Sprache heißt Amik Biber. Er sollte die harte Arbeit darstellen, die die Olympioniken zu leisten haben. Im selben Jahr fanden die Olympischen Winterspiele in Innsbruck (Österreich) statt. Das Maskottchen war ein Schneemann, der auch Schneemann hieß. Er trug einen Tirolerhut und bestand aus nur einer Schneekugel.

1980 repräsentierte ein Waschbär namens Roni die Olympischen Winterspiele in Lake Placid, USA. Roni ist das Wort der Irokesen für Waschbär. Den wohl ungewöhnlichsten Namen von allen Maskottchen trug ein kleiner Braunbär, der für die Sommerspiele 1980 in Moskau warb. Er hieß Michail Potapytsch Toptygin. Bekannt wurde er aber als Mischa. Nicht

zufällig wurde dieses nette Tier als Talisman der Olympischen Spiele 1980 ausgewählt. Das Bärchen Mischa steht für den Mut und die Kraft, die alle Sportler brauchen. Er ist der Held russischer Volksmärchen und ein historisches Symbol russischer Natur. Am vom Organisationskomitee der Spiele ausgerufenen Wettbewerb beteiligten sich 40 000 Menschen. Der berühmte Kinderbuchillustrator Viktor Tschishikow brauchte schließlich sechs Monate und über hundert verschiedene Entwürfe, bis der kleine Bär fertig war. Dieser Bär sah nicht böse aus. Nein, er war freundlich und nett wie Moskau, das im Sommer 1980 zum Zentrum der ganzen Welt wurde. Und dann wurde Mischa ein Superstar. Es gab Mischas auf Pins, aus Plüsch, aus Porzellan, Holz und Glas. Mischa bekam sogar seine eigene Briefmarke und war das erste Olympiamaskottchen im Weltall. Aber den größten Triumph erlebte Mischa am 3. August 1980, bei der Abschlusszeremonie der Moskauer Olympiade, als seine riesengroße Gummifigur in



den Abendhimmel der Hauptstadt flog. Als das schöne Lied von Alexandra Pachmutowa „Auf Wiedersehen, Mischa! Auf Wiedersehen, Olympiade! Auf Wiedersehen, Moskau!“ erklang, konnte man die Tränen von Tausenden Sportlern und Zuschauern im Lenin-Stadion sehen.

Auch bei der Entstehung des Maskottchens für die Olympischen Winterspiele 1984 in Sarajewo hatte die Bevölkerung ein Mitspracherecht. Künstler schickten insgesamt 836 Entwürfe für das Maskottchen ein. Die Zeitungen druckten Stimmzettel ab, und die Jugoslawen wählten aus sechs Finalisten den Wolf Vutschko des slowenischen Malers Joze Trebec aus. Das Maskottchen der Olympischen Sommerspiele 1984 in Los Angeles war der Adler Sam. Der Adler ist das Nationalsymbol der USA und schmückt auch das amerikanische Wappen. Und woher kommt der Name Sam? „Uncle Sam“ (Onkel Sam) ist eine scherzhafte Bezeichnung für den amerikanischen Staat.

KINDERECKE

Hidy und Howdy waren das erste Doppelmaskottchen der Olympischen Spiele. Sie warben für die Winterspiele 1988 in Calgary, Kanada, und waren Bruder und Schwester. Das Organisationskomitee wählte Eisbären, weil sie Assoziationen mit dem Winter und mit Kanada wecken. Der Zoo von Calgary veranstaltete einen Wettbewerb, um Namen für die Maskottchen zu finden. 7000 Einsendungen gingen ein. Hidy und Howdy traten bereits bei der Abschlussveranstaltung der Olympiade 1984 in Sarajewo zum ersten Mal auf – als Eisläufer in Begleitung von Vucko. Auch bei den Olympischen Sommerspielen 1988 in Seoul gab es eigentlich ein Doppelmaskottchen. Es waren zwei Tiger namens Hodori und Hosuni. Hodori war allerdings viel beliebter, und so vergaß man Hosuni schnell.

Der Schneestern Magique von Philippe Mairesse war 1992 das Maskottchen der Olympischen Winterspiele in Albertville. Cobi, das Maskottchen der Sommerspiele 1992 in Barcelona, Spanien, hatte es anfangs ziemlich schwer. Niemand wusste, was es darstellen sollte. Der Comiczeichner Javier Mariscal hatte den etwas abstrakt wirkenden Schäferhund entworfen. Im Verlauf der Spiele wurde Cobi allerdings immer populärer und bekam sogar seine eigene Fernsehshow.

Schluss in der nächsten
ZfD-Ausgabe